

Sprache Interaktion

Arbeitspapierreihe

Arbeitspapier Nr. 60 (01/2016)

Sprache ist komplex. Nur: Für wen?

Wolfgang Imo / Jens Lanwer

<http://arbeitspapiere.sprache-interaktion.de>

Sprache ist komplex. Nur: Für wen?¹

Wolfgang Imo / Jens Philipp Lanwer

1 Einleitung

Die Beschäftigung mit sprachlicher Komplexität kann auf eine lange Tradition in der Linguistik zurückblicken. Gegenstand des fachlichen Diskurses ist in diesem Zusammenhang u. a. das sog. *Äquikomplexitätsaxiom* (vgl. u. a. Maitz 2014: 96–99 sowie Sampson 2009), als dessen Urheber der amerikanische Strukturalist Charles Hockett gilt. Das Äquikomplexitätsaxiom besagt – vereinfacht gesprochen –, dass alle Sprachen mit Blick auf die Komplexität der Gesamtheit ihrer sprachlichen Strukturen (sog. *overall complexity*) äquivalent sind. Die Begründung hierfür wird im Rekurs auf Hockett in dem Umstand gesehen, dass alle Sprachen gleich komplexe Aufgaben („equally complex jobs“; Hockett 1958: 180–181) zu bewältigen hätten. Da alle Sprachen das Gleiche leisten müssen – so die Überlegung – sind sie auch im Hinblick auf die jeweilige strukturelle Komplexität gleichwertig bzw. äquivalent. Es wird jedoch nicht davon ausgegangen, dass alle Sprachen auf allen sprachlichen Strukturebenen einen identischen Grad an Komplexität aufweisen. Vielmehr werde beispielsweise ein Weniger an struktureller Komplexität im Bereich der Morphologie durch ein Mehr im Bereich der Syntax kompensiert usw. Eine solche Position findet sich vor allem in sprachvergleichenden Arbeiten und wurde im deutschsprachigen Raum u.a. von dem Indogermanisten Claus Jürgen Hutterer vertreten:

Jede Sprache muß die grammatischen Beziehungen ausdrücken, um überhaupt als Kommunikationsmittel fungieren zu können. Ob nun dabei das Hauptgewicht auf morphologischer, syntaktischer oder einer anderen Ebene liegt bzw. auf verschiedenen Kombinationen solcher Teilbereiche, ist theoretisch irrelevant, um so wichtiger aber für die empirische Forschung. Der Begriff ‚Einfachheit‘ hat daher in linguistischer Hinsicht einen äußerst relativen Wert, wobei sich das ‚grammatische Hauptgewicht‘ im Ablauf der Geschichte einer Sprache mehrfach verlagern kann (Hutterer 1975: 13).

Während die Idee einer Komplexitätsgleichheit aller Sprachen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts von zahlreichen Linguisten vertreten wurde, kommt seit Anfang des 21. Jahrhunderts zunehmende Kritik am Äquikomplexitätsaxiom auf (vgl. die Überblicksdarstellung in Maitz 2014: 96–99 sowie Sampson 2009). Die Kritik fußt dabei unter anderem auf empirischen Studien, die einerseits zeigen, dass sich die unterstellte negative Korrelation zwischen den Graden der Komplexität unterschiedlicher Systemebenen (sog. *trade-off*) nicht konsistent nachweisen lässt (vgl. Dahl 2009 oder

¹ Der vorliegende Beitrag ist im Kontext des DFG-Projekts „Interaktionale Grammatik: Appositionen und appositionsähnliche Konstruktionen im gesprochenen Deutsch zwischen interaktionaler Praktik und syntaktischem Muster“ (IM 122/2-1) entstanden.

Nichols 2009), und andererseits generelle Zweifel an der strukturellen Äquivalenz verschiedener Sprachen aufkommen lassen (vgl. Crystal 2005). Zugleich werden verschiedene Faktoren wie beispielsweise das Alter einer Sprache (vgl. die Diskussion um die Zunahme der Komplexität des Silbenendrands im Verlauf der deutschen Sprachgeschichte bei Werner 1978; siehe ähnlich auch Szczepaniak 2006),² die Größe einer Sprach-/Sprechgemeinschaft oder auch die Rolle von Sprachkontakt (vgl. vor allem Trudgill 2011) diskutiert, die als Erklärungen vor allem für die in sprachvergleichenden Studien ermittelten Verschiedenheiten sprachlicher Komplexität herangezogen werden. Es lässt sich jedoch feststellen, dass – auch wenn das Äquikomplexitätsaxiom einer grundlegenden, empirisch fundierten Revision unterzogen worden ist – die Teilhypothese, dass alle Sprachen die gleichen Aufgaben zu erledigen haben, von der Diskussion bisher mehr oder weniger unberührt geblieben ist. So merkt zwar beispielsweise Sampson im Rahmen seiner kritischen Auseinandersetzung mit dem Äquikomplexitätsaxiom an, dass es schwierig erscheine, „to define the job which grammar does in a way that it is specific enough to imply any particular prediction about grammatical complexity“ (Sampson 2009: 2). Hocketts Annahme „all languages have about equally complex jobs to do“ (Hockett 1958: 180–181) wird jedoch auch von ihm nicht grundlegend angezweifelt. Diese Hypothese kann jedoch im Grunde als der argumentative Kern des Axioms bzw. als das eigentliche Axiom gelten.³

In den weiteren Ausführungen lässt sich bei Sampson jedoch zumindest eine gewisse Skepsis gegenüber der Annahme, dass alle Sprachen die gleichen Aufgaben zu bewältigen hätten, erkennen. Sampson verweist hier u. a. auf Boas, der im Unterschied zu Hockett davon ausgeht, dass eine Sprache „nur“ den jeweiligen kommunikativen Anforderungen in einer Gemeinschaft genügen müsse und sich diese von Gemeinschaft zu Gemeinschaft unterscheiden können. Außerdem vertrete Boas – so Sampson weiter – die Ansicht, dass sich eine Sprache problemlos neuen Gegebenheiten anpasse, wenn sich der Grad der Komplexität bzw. der Abstraktheit der kommunikativen Anforderungen verändere (vgl. Sampson 2009: 6). Ein ganz ähnlicher Standpunkt findet sich aktuell auch bei Tomasello. Mit Blick auf die Phylogenese sieht Tomasello im Übergang von einem auf direkte (d. h. situative) Reziprozität ausgerichteten zu einem auf indirekte (d. h. situationsübergreifende) Reziprozität ausgerichteten Kommunikationsverhalten den Ursprung menschlicher Sprache als arbiträres, symbolisches Kommunikationssystem (vgl. u. a. Tomasello 2008: 199–208 und 2014). In dem Moment – so die Überlegung –, wo sich das Kommunikationsverhalten nicht mehr ausschließlich auf die Koordination von Handlungen im Hier und Jetzt, sondern auch auf zukünftige oder vergangene Situationen richte, komme es über die Zwischenstufe von konkreten Handlungssituationen ablösbarer ikonischer Gesten zur Ausbildung komplexerer, symbolischer Ausdrucksmittel. Zunehmende Arbitrarität wird dabei als Folge von Routinisierung und Konventionalisierung gesehen (vgl. Tomasello 2008: 220–225 und 2014; siehe ähnlich auch bereits Gívon 1995: 393–445). Tomasello vertritt also ähnlich wie

² Siehe in diesem Zusammenhang allerdings auch die kritische Diskussion in Elspaß (2012).

³ Die Annahme der Äquikomplexität ist hiervon lediglich abgeleitet und somit selbst nicht axiomatisch.

Boas zum einen die Ansicht, dass die kommunikativen Anforderungen an ein Zeichensystem (zumindest potenziell) historischem Wandel unterliegen. Zum anderen geht er – ebenfalls im Einklang mit Boas – davon aus, dass die Konstitution der ‚Semiosepotenziale‘ (vgl. Bückler 2012: 60) eines Zeichensystems diesem Wandel sozusagen schritthält.⁴

Für die weitere Diskussion ist nun von besonderem Interesse, dass Autoren wie Tomasello Sprache entsprechend als eine Art Werkzeug zur Koordination in erster Linie der ‚Alltagsgeschäfte‘ des menschlichen Zusammenlebens begreifen und davon ausgehen, dass Sprache sowohl im Hinblick auf die Entstehung als auch im Hinblick auf den Erwerb eben diesen Alltagsgeschäften entspringt (Tomasello 2008; siehe auch Croft 2009). „Grammatik entsteht [also] als Nebenprodukt des Sprechens in der sozialen Interaktion“ (Haspelmath 2002: 274–275) und grammatische Strukturen sind in diesem Sinne „als Ergebnis ihrer interaktiven Funktionen und Gebrauchsweisen“ (Günthner 2009a: 294) zu begreifen. Die Einnahme einer solchen gebrauchsbasierten, sozio-pragmatischen Perspektive auf Sprache im Allgemeinen und grammatische Strukturen im Speziellen hat schließlich eine Hinwendung zu den Sprachbenutzern und deren kommunikativen Handlungen (vor allem in Alltagskontexten) zur Folge (vgl. u. a. Beckner et al. 2009, Bybee 2010, Croft 2009, Diessel 2015, Haspelmath 2002 sowie Hopper 1998). Auf diese Weise gerät schließlich die in der Überschrift aufgeworfene Frage, *für wen Sprache eigentlich komplex ist*, in den Fokus: Aus einer gebrauchsbasierten Sicht können Aussagen über die sprachliche Komplexität generell weder ohne Berücksichtigung der Konstitution der Wissensstrukturen der (untersuchten) Sprecher/Hörer noch unabhängig von den sozio-situativen Parametern der jeweils fokussierten Handlungskontexte getroffen werden. Eine gebrauchsbasierte Sicht auf Sprache macht es daher – und dies gilt es im Folgenden zu zeigen – erforderlich, zwischen einer eher usuellen, sich für Interaktanten in konkrete Gebrauchskontexten manifestierenden Komplexität auf der einen und einer eher die linguistische Rekonstruktion betreffenden, analytischen Komplexität zu unterscheiden.

2 Der gebrauchsbasierte Ansatz

Es lässt sich zunächst theorieunabhängig festhalten, dass sprachliche Komplexität ein grundlegend relatives Konzept ist. Eine sprachliche Struktur kann nicht einfach als

⁴ Es wäre jedoch sicherlich verkürzt, von einer simplen Ursache-Wirkungs-Struktur in eine Richtung auszugehen. Viel wahrscheinlicher ist es, dass sich die lebensweltlichen ‚Aufgabenstrukturen‘ zugleich auch aufgrund der verfügbaren kommunikativen Mittel verändern (vgl. auch Sinha 2009). In diesem Sinne sieht Tomasello Sprache auch als Voraussetzung für das Aufkommen komplexer Gesellschaftsstrukturen, wie wir sie gegenwärtig vorfinden (vgl. Tomasello 2014). Es ist also letztlich von einem Wechselspiel zwischen kommunikativen Anforderungen, Sozialstruktur einer Gemeinschaft und der Konstitution der kommunikativen Mittel auszugehen, wie es im Grunde bereits von Garfinkel (1967) mit seinen *conversation clarification experiments* nachgewiesen wurde.

komplex gelten, sondern i. d. R. immer nur als mehr oder weniger komplex im Verhältnis zu einer anderen Struktur innerhalb ein und desselben Sprachsystems (vgl. auch Givón 1995: 38) oder zu einer ‚entsprechenden‘ Struktur in einem anderen Sprachsystem. Wenn es jedoch darum geht, näher zu bestimmen, was im Kontext einer konkreten Analyse unter sprachlicher Komplexität zu verstehen ist, müssen unmittelbar sprachtheoretische Überlegungen ins Kalkül gezogen werden. Das Verständnis von Komplexität wird also stets von einer jeweils theorieinternen Axiomatik getragen (vgl. auch Deutscher 2009: 248); dies betrifft nicht zuletzt auch die Definition dessen, was als Sprachsystem bezeichnet wird. Die Frage nach sprachlicher Komplexität kann also immer nur im Rahmen eines linguistischen Modells konsistent behandelt werden. Die Auseinandersetzung mit sprachlicher Komplexität aus dem Blickwinkel einer gebrauchsbasierten Linguistik bietet schließlich die Möglichkeit, die Frage nach den Aufgaben einer Sprache, der mit Blick auf das eingangs zitierte Äquivalenzaxiom ein zentraler Status zukommt, sozusagen handlungstheoretisch rückzubinden. Um dies leisten zu können, scheint es jedoch zunächst notwendig, einige zentrale Grundannahmen, die verschiedenen gebrauchsbasierten Ansätzen gemein sind, zumindest grob zu skizzieren.

2.1 Theoretische Grundannahmen

Gebrauchsbasierte Ansätze rücken – wie eingangs bereits erläutert – zum einen die Sprachbenutzer unter Berücksichtigung ‚artspezifischer‘ kognitiver Fähigkeiten und zum anderen den Sprachgebrauch in konkreten sozialen Handlungskontexten in den Fokus. Im Rahmen des gebrauchsbasierten Paradigmas wird allgemein davon ausgegangen, dass Sprachstrukturen durch den Sprachgebrauch konstituiert sowie modifiziert werden (vgl. z. B. Bybee 2010, 2013, Couper-Kuhlen 2011, Croft 2001, Haspelmath 2002 sowie Tomasello 2003 und 2008). Verbunden mit dieser Annahme sind einige Überlegungen, die die (sozio-)kognitive Seite von Sprache betreffen. Entscheidend ist zunächst die durch verschiedene empirische Studien vor allem in den Bereichen Sprachwandel (vgl. u. a. Bybee 2010) und Spracherwerb (vgl. u. a. Tomasello 2003 und 2008: 109–167) gestützte Erkenntnis, dass „experience with language creates and impacts the cognitive representation of language“ (Bybee 2013: 49). Die Mechanismen, die an diesem Auf- und Umbau kognitiver Repräsentationen beteiligt sind, werden dabei als *domain general*, d. h. als nicht sprachspezifisch aufgefasst. Als zentrale kognitive Fähigkeiten gelten in diesem Zusammenhang Kategorisierung, modalitäts-übergreifende Assoziation und Automation neuro-motorischer Prozesse bzw. allgemein Ausbildung von Routinen (vgl. u. a. Bybee/Scheibmann 1999 sowie Bybee 2013: 49–50). Es wird weiterführend davon ausgegangen, dass spezifische Struktureigenschaften auf allen Sprachebenen mit den angeführten kognitiven Fähigkeiten in unmittelbarem Zusammenhang stehen. Die grundlegende Eigenschaft sprachlicher Zeichen, Form und Inhalt aneinander zu koppeln, wird beispielsweise auf spezifische Funktionen des kognitiven Apparats, nämlich modalitäts-übergreifende Assoziationen aufzubauen, zurückgeführt.

Die Überlegung, dass „[p]rocesses of human interaction along with domain-general cognitive processes shape the structure and knowledge of language“ (Beckner et al. 2009: 2), ist schließlich mit weiteren Aspekten verbunden, die im Kontext der Auseinandersetzung mit sprachlicher Komplexität relevant erscheinen: Es wird erstens davon ausgegangen, dass es infolge kommunikativer Routinen zu einem fortlaufenden Auf-, Aus- und Umbau sprachlichen Wissens kommt. Hinzu kommt zweitens die Erkenntnis, dass sprachliches Wissen sozusagen kontextdependent ist, also sprachliche Formen nicht nur mit (abstrakten) Bedeutungen, sondern auch mit „properties of the context“ (Bybee 2013: 50) – und zwar sowohl linguistisch als auch nicht linguistisch – im Sprachwissen verknüpft werden.⁵ Ein Sprachsystem wird schließlich als ein (kognitives) Netzwerk sprachlicher Typen (unterschiedlicher Schematizität) begriffen, die auf der Basis sowohl formaler als auch funktionaler sowie distributioneller Ähnlichkeiten auf verschiedene Weise miteinander verknüpft sind (vgl. Diessel 2015). Mit Schneider gesprochen ist das System einer Sprache daher „als ein parasemisches System von Konstruktionen (= Zeichenschemata) beschreibbar“ (Schneider 2014: 370). Ein solches System von Zeichenschemata ist aufgrund seiner Gebrauchsbasiertheit in seiner Beschaffenheit und damit eben auch in seiner Komplexität auf die ihm eigenen Gebrauchskontexte zugeschnitten. Die Auseinandersetzung mit sprachlicher Komplexität erfordert aus gebrauchsbasierter Sicht daher – wie bereits angesprochen – sowohl die Berücksichtigung der sprecher- und hörerseitigen kognitiven Leistungen und Wissensstrukturen als auch der sozio-situativen Parameter der jeweils fokussierten Handlungskontexte, was zu der Frage führt, worin die Aufgaben einer Sprache bestehen, wie diese Aufgaben sich in spezifischen sprachlichen Strukturen niederschlagen und wie diese analytisch sinnvoll zu fassen sind.

2.1 Die Aufgaben einer Sprache

Die Frage danach, welche Aufgaben eine Sprache überhaupt zu bewältigen hat, wird in verschiedenen linguistischen Teildisziplinen im Kontext ganz unterschiedlicher Fragestellungen angegangen. Allgemein lassen sich – zumindest oberflächlich betrachtet – mindestens zwei Sichtweisen von Aufgaben unterscheiden, die diese einmal eher im Bereich der Grammatik und einmal eher im Bereich der Pragmatik sehen. Wenn wir jedoch im Einklang mit gebrauchsbasierten Ansätzen davon ausgehen, dass Sprache sich nicht isoliert vom konkreten Gebrauch formiert, sondern sich in der sozialen Interaktion entwickelt und fortlaufend rekonstituiert (also ‚emergiert‘; Hopper 1998), scheint es wenig sinnvoll, die grammatischen Beziehungen, die eine Sprache z.B. syntaktisch kodiert, losgelöst von den Handlungszielen, für die sie, sowie die Handlungskontexte, in denen sie kodiert werden, zu betrachten (Du Bois 2003). Dieser Umstand klingt im Grunde (aber vermutlich eher ungewollt) bereits bei Hutterer an, der die Aufgaben einer Sprache in der Kodierung der „grammatischen Beziehungen“ (Hutterer 1975: 13) sieht, die ausgedrückt werden müssen, damit eine Sprache „überhaupt als

⁵ Vgl. Goldberg (1996: 69): “In addition, facts about the use of entire constructions, including facts about registers, restricted dialect variation, etc. are stated as part of the construction.”

Kommunikationsmittel fungieren“ (Hutterer 1975: 13) kann. Als ein solches Kommunikationsmittel dient Sprache in erster Instanz in der alltäglichen Face-to-face-Interaktion (vgl. u. a. Du Bois 2003: 52 sowie Gívon 1995: 30), weshalb es sich anbietet, die Aufgaben einer Sprache im Hinblick auf die Bearbeitung kommunikativer Probleme im Rahmen gemeinschaftlicher Handlungen (*joint actions*; vgl. Clark 1996a) in sozialen Interaktionen zu betrachten (Du Bois 2003: 53). Mit Linell kann ein kommunikatives Problem zunächst grundlegend als ein *coordination problem* begriffen werden:

[I]n and through dialog, two, or more, people try to coordinate their mental and interpersonal activities. [...] Rather a ‚problem‘ is simply a task to do or to work out in transaction [...], in the conversational management we deal with achievements, which result from actors‘ (more or less) goal-directed work over time (Linell 1998: 218).

Grammatik dient in dieser Sichtweise dazu, mentale Zustände von Interaktanten zum Zweck der kommunikativen Koordination sozialer Handlungen zu synchronisieren und auf diese Weise (irgend-)eine Form von Intersubjektivität herzustellen (vgl. auch Depermann 2008: 229). Grammatik koordiniert also kommunikative Koordination. Diese wiederum kann als essentieller Bestandteil des Vollzugs sozialer Handlungen gesehen werden (Croft 2009: 400–401).⁶ Selbst basale Aufgaben im Bereich der Grammatik, wie z.B. die Herstellung von Referenz (vgl. Abschnitt 3.2), sind daher auf einer den kommunikativen Aufgaben, die von Interaktanten in konkreten Handlungskontexten bearbeitet werden, nachgeordneten Ebene anzusiedeln. Die Aufgaben im Bereich der Grammatik resultieren in diesem Sinne – wie weiter oben bereits angedeutet – aus dem Profil der kommunikativen Aufgaben innerhalb einer Gemeinschaft oder Gesellschaft und sind in ihren Strukturen auf eben diese zugeschnitten, was Du Bois in der Formel „Grammars code best what speakers do most“ (Du Bois 2003: 49) pointiert zusammenfasst. Diese kommunikativen Aufgaben können äußerst vielfältig und im Hinblick auf die Anforderungen, die sie an grammatische Strukturen einer Sprache stellen, verschiedenartig sein, wie es bereits Bakhtin feststellt:

All the diverse areas of human activity involve the use of language. Quite understandably, the nature and forms of this use are just as diverse as are the areas of human activity (Bakhtin 1986: 60).

Dass beispielsweise bestimmte syntaktisch komplexe Strukturen den Anforderungen des Interaktionsmanagements geschuldet sind, darauf haben inzwischen zahlreiche Arbeiten aus der Konversationsanalyse und der Interaktionalen Linguistik verwiesen: Darunter fallen unter anderem die zahlreichen Varianten von ‚Adjektiv + *dass*-Satz-Konstruktionen‘ (Günthner 2009b), die Projektorkonstruktionen (Günthner 2008), bestimmte zweiteilige Konstruktionen (*bipartite constructions*; Couper-Kuhlen 2011), manche Ellipsentypen (Günthner 2006 sowie Imo 2013) oder *so*-Konstruktionen (Auer 2006b sowie Hennig 2006a) – um nur eklektisch einige Arbeiten zu nennen. Alle die genannten Konstruktionen haben gemeinsam, dass sie Aufgaben erfüllen, die durch

⁶ Levinson sieht in sprachlicher Kommunikation daher auch ein „game of pure coordination“ (Levinson 2000: 6).

Konstellationen der Face-to-face-Interaktion gegeben sind: Sie projizieren Handlungen, dienen der Positionierung der Interagierenden, liefern Andeutungen und verweisen auf *common ground*, dramatisieren und emotionalisieren Äußerungen oder, umgekehrt, schwächen sie ab etc. Bei diesen Strukturen sind entsprechend Grammatik und Pragmatik besonders eng miteinander verknüpft. Die Pointe dabei ist, dass der Aufbau grammatischer Komplexität durch diese interaktionstypischen Konstruktionen mit einem Abbau pragmatischer Komplexität im Sinne Bisangs (vgl. u. a. Bisang 2009) einhergeht, da sie offenlegen, was gerade als ‚kommunikatives Projekt‘ (Linell 2012) intendiert wird (vgl. auch Deppermann 2008: 229–230). Sprechen – und Sprache – sind daher für Linguisten aus genau dem Grund so kompliziert, aus dem sie für die Sprechenden einfach sind: Kommuniziert man miteinander, so bedeutet das, dass man auf unterschiedlichen Ebenen Informationen übermittelt und gleichzeitig empfängt. Diese Informationen betreffen nicht nur inhaltliche Aspekte, sondern – im Sinne der Gumperz’schen Kontextualisierungstheorie (vgl. grundlegend Gumperz 1982) – auch solche über die Beziehungsgestaltung, der Einstellung des Sprechers zum Gesagten usw.

2.3 Komplexität im Kontext

Den Grad der Kontextabhängigkeit und die damit zusammenhängende pragmatische Komplexität sprachlicher Äußerungen hat Garfinkel (1967) sehr anschaulich aufgezeigt. Einige seiner Krisenexperimente wie das *conversation clarification experiment* zeigen, wie viel mehr an Informationen über Weltwissen, Situationswissen, gruppenspezifisches Wissen und schließlich auch Individuenwissen in Äußerungen steckt, als für einen nicht eingeweihten Betrachter ersichtlich ist. Illustriert wird dies an folgender ‚Minimalinteraktion‘ (Garfinkel 1967: 38–39; vgl. auch die Darstellung und Analyse in Heritage 2013: 552):

Version (1)

Husband: Dana succeeded in putting a penny in a parking meter today without being picked up.
Wife: Did you take him to the record store?

Dieser Austausch erscheint ‚seltsam‘, und der Grund dafür ist, dass für ‚Eingeweihte‘ – aber eben nicht für Außenstehende – eine große Menge an Informationen ableitbar ist, die nicht explizit verbalisiert werden (müssen). Eine *clarification*-Version desselben Austauschs, in der zumindest manche dieser Informationen verbalisiert sind, könnte wie folgt aussehen:

Version (2)

Husband: This afternoon as I was bringing Dana, our four-year-old son, home from the nursery school, he succeeded in reaching high enough to put a penny in a

parking meter when we parked in a meter zone, whereas before he had always had to pick up to reach that high.

Wife: Since he put a penny in a meter that means you stopped while he was with you. I know that you stopped at the record store either on the way to get him or on the way back. Was it on the way back, so that he was with you or did you stop there on the way to get him and somewhere else on the way back?

Die pragmatische Komplexität der Äußerung in Version (1) ist also so betrachtet enorm, denn selbst die erweiterte Version (2) könnte noch deutlich stärker ausgebaut werden, wenn alle Vagheit beseitigt und ein Versuch maximaler Klarheit angestrebt werden sollte. Je klarer auf inhaltlicher und pragmatischer Ebene allerdings die Äußerungen werden, desto komplexer werden sie in Bezug auf ihre Länge und natürlich auch in Bezug auf die Produktion und Rezeption, d. h. die Menge an Informationen, die kognitiv verarbeitet werden muss. Komplexität ist in diesem Sinne unaufhebbar, wie auch Bisang (2009: 49) betont:

[I]t seems to be ultimately impossible to disentangle questions of linguistic complexity from questions of everyday complexity as humans perceive it in their environment (speech situation) and their cultural background.

Ein Beleg für diese These ist das Gedankenspiel von Heritage (2013: 554), in dem er einige Möglichkeiten vorstellt, wie die Äußerung *Someone just vandalized my car* interpretiert werden könnte:

Utterance	Context	Action attribution	Fitted response
Someone just vandalized my car	Call to 911 Emergency	Request for assistance	We'll send someone out there.
Someone just vandalized my car	Call to doctor's office	Account for non-attendance	Do you want to reschedule your appointment?
Someone just vandalized my car	Call to friend	Complaint/ Request for sympathy	That's terrible! When did it happen?
Someone just vandalized my car	Call to friend on day of exam	Request for a ride	Do you need a ride? I'll stop by and pick you up.

Abb. 1: Interpretationsmöglichkeiten einer Äußerung

Die Vielfalt der pragmatischen Auswirkungen, die die gleiche Äußerung in unterschiedlichen Kontexten hat, wird hier offensichtlich. Für die Interagierenden innerhalb dieser Situationen ist es aber kein Problem, die jeweilige intendierte Handlung und präferierte Reaktion zu erkennen bzw. unter Einbeziehung diverser, vor allem auch interaktiv erzeugter Kontextinformationen zu inferieren. Daher plädiert beispielsweise Langlotz mit Blick auf konstruktionsgrammatische Analysen auch dafür, dass „Konstruktionen sämtliche sozial-interaktionalen Dimensionen der Bedeutungskonstruktion im Sprachgebrauch widerspiegeln“ (Langlotz 2015: 259) sollten. Es erweist sich jedoch in vielen Fällen als schwierig, aus der analytisch-rekonstruktiven Perspektive eine systematische Beschreibung, die diesem Anspruch genügt, zu gewährleisten.

Dies gilt nicht zuletzt auch deshalb, da im Rahmen einer kontextsensitiven Analyse auch die Zeitlichkeit sprachlicher Interaktion und damit verbunden Faktoren wie die Spontaneität der Sprachproduktion aber auch die Simultaneität von Produktion und Rezeption sowie im Falle von Face-to-face-Interaktion zusätzlich die Kopräsenz der GesprächsteilnehmerInnen in Rechnung gestellt werden müssen. Die genannten Faktoren wirken sich nicht unwesentlich auf (kognitive) Mechanismen der Äußerungsplanung und -verarbeitung aus, die sich wiederum sprachstrukturell niederschlagen. Während es beispielsweise im Geschriebenen aufgrund der Sehfläche mit den Optionen des mehrmaligen Lesens möglich ist, vielfach verschachtelte Sätze zu produzieren und zu rezipieren, führen in der gesprochenen Sprache bei der zeitlich progredienten *Ad-hoc*-Formulierung kognitive Beschränkungen sowohl auf der Produktions- als auch auf der Rezeptionsseite dazu, dass solche Strukturen in der Regel nicht – zumindest nicht ‚normgrammatisch‘ – produziert werden können. Die Folge sind Anakoluthe, Umstiege, Wiederaufnahmen oder parataktische Gefüge. Die Kopräsenz der TeilnehmerInnen führt hingegen dazu, dass die eigenen Äußerungen stets überwacht und entsprechend angepasst werden, wenn sich beispielsweise während der Äußerungsproduktion herausstellt, dass sie auf Unverständnis, Missfallen etc. der InteraktionspartnerInnen stoßen. Die Kopräsenz von Gesprächsteilnehmern kompensiert daher in gewisser Weise den sich aus der Zeitlichkeit ergebenden Druck zur *Ad-hoc*-Formulierung. Im gesprochenen Deutsch finden sich entsprechend spezifische sprachliche Strukturen wie z.B. verschiedene Formate der Rechtserweiterung (vgl. Auer 1991), die den Vollzug solcher Adaptionen ‚problemlos‘ ermöglichen. Entsprechende Adaptionen sind gekoppelt an Verfahren des *recipient design* (vgl. u. a. Deppermann/Schmitt 2009, Hitzler 2013, Imo 2016 sowie grundlegend Sacks/Schegloff/Jefferson 1974: 727) und des Verstehensmanagements (vgl. Deppermann/Schmitt 2008) und werden meist nicht offen thematisiert, sondern laufen als (verdeckte) Inferenzen mit – mit dem Resultat, dass eine Rekonstruktion von Alltagsinteraktionen aus linguistischer Perspektive deutlich komplexer ausfällt, als die Interaktion sich für die Teilnehmer selbst darstellt. Es scheint – zumindest aus einer gebrauchsbasierten Sicht – daher sinnvoll, grundlegend zwischen einer analytischen Komplexität aus der Außenperspektive der wissenschaftlichen Rekonstruktion und einer usuellen Komplexität aus der Innenperspektive, d. h. einer Komplexität, die für die Interaktionsteilnehmer in der konkreten Kommunikationssituation entsteht und zu bewältigen ist, zu unterscheiden.

3 Analytische vs. usuelle Komplexität

Zu Beginn des vorigen Abschnitts wurde darauf hingewiesen, dass sprachliche Komplexität zunächst theorieunabhängig als ein grundlegend relatives Konzept aufzufassen ist, da eine sprachliche Struktur *x* immer nur im Verhältnis zu einer anderen Struktur *y* als mehr oder weniger komplex gelten kann. Im Verlauf der weiteren Diskussion hat sich darüber hinaus gezeigt, dass aus dem Blickwinkel einer gebrauchsbasierten Sprachtheorie zwei weitere relationale Aspekte sprachlicher Komplexität in den Blick

geraten, nämlich zum einen das Verhältnis zwischen Komplexität und akutem Gebrauchskontext und zum anderen der damit letztlich verbundene und einleitend bereits angesprochene Aspekt der Perspektivierung. Es wurde dafür argumentiert, dass einer eher analytischen Komplexität aus der ‚Außensicht‘ des rekonstruierenden Linguisten eine usuelle Komplexität aus der ‚Innensicht‘ der Sprachbenutzer gegenübersteht. Im Folgenden soll vor allem der letztgenannte Punkt im Hinblick auf die zwei Komplexitätsfaktoren Zeitlichkeit und *common ground*, die weiter oben als solche bereits genannt oder zumindest angedeutet worden sind, weiterführend diskutiert werden.

3.1 Komplexität durch Zeitlichkeit: Wiederaufnahme-Konstruktionen

Bei der empirischen Analyse von Sprecheräußerungen zeigt sich schnell, dass SprecherInnen auf syntaktischer Ebene mit Sätzen ‚überfordert‘ sind, die eine gewisse Länge übersteigen (vgl. Stoltenburg 2007). Dies gilt vor allem dann, wenn Sätze durch parenthetisch eingeschobene Einheiten erweitert werden. Um solche Sätze *on-line* (vgl. Auer 2000, 2005, 2006a, b, 2007a, b, 2010) produzieren zu können, haben sich bestimmte Reparaturmechanismen und bestimmte Konstruktionen der Wiederaufnahme herausgebildet, die es den SprecherInnen ermöglichen, bei einem Satz, der eine gewisse Wortlänge überschreitet, der parenthetische Äußerungen oder der eingebettete Sätze enthält, den Überblick zu behalten. (Standard-)Schriftsprachlich sind solche Sätze (mit etwas Übung) problemlos ohne solche Konstruktionen der Wiederaufnahme zu produzieren und zu rezipieren, da in der Schriftsprache Überarbeitungszeit sowie Zeit zum mehrfachen Lesen zur Verfügung steht (etwas anders sieht es in informeller, schneller interaktionaler Kommunikation z. B. beim Chatten oder beim Schreiben von E-Mails aus). In der gesprochenen Sprache bestehen dagegen Beschränkungen sowohl in Bezug auf die Gedächtnis- und Planungskapazität des Sprechers als auch die Verarbeitungskapazität des Rezipienten. Unter den Mitteln, die sich herausgebildet haben, um diesen mangelnden Planungs- und Verarbeitungskapazitäten abzuhelpen, können beispielsweise die Apokoinu-Konstruktionen genannt werden (Norén 2007), aber auch Wiederaufnahme-Konstruktionen dienen dazu, syntaktisch komplexe Äußerungen für die Produktion und Rezeption zu erleichtern, wie im folgenden Beispiel aus einem Radio-Interview mit einem Wirtschaftsethiker deutlich wird:

Beispiel (1)

```

001  PU:      es braucht eine DRITte gruppe von bürgerrechten-
002          ich nenne sie gerne (.) WIRTschaftsburgerrechte.
003          es geht um RECHte,
004          die SICHerstellen, .h
005      →    dass wir AUch (.) als WIRTschaftssubjekte-
006          und zwar in Allen unseren wirtschaftlichen funk-
           tiO:nen als PROduzent,
007          SELBSTständig oder Unselbstständig,
008          .h als KONsument, (.)
009          .h als inVESTor,
```

010 → .h dass wir Angemessene grUndrechte haben,
 011 .h um über eine FAire chAnce zu verfüGen,
 012 UNS im wEttbewerb (.) zu behAUpten.
 013 AS: → so LANdet man doch-
 014 werden dann gewisse wIRtschaftsverTREter einwer-
 fen,
 015 → so lANdet man in der PLANwirtschaft.
 016 und was diese TAUGT,
 017 WISSen wir.
 018 PU: das GEgenteil ist der fAll;
 019 denn die idee der übergerrechte bekämpft nicht die
 symptO:me,
 020 sondern (.) sIchert eben die vorAUSsetzungen (.)
 reAl lebbarer freiheit für alle;=
 021 =wie ich es geNANNT habe.
 022 .h denn SEhen sie,
 023 (1.0)

Das Besondere an diesem Beispiel ist, dass eigentlich eine eher monologische Sprechsituation vorliegt, d. h. dass zahlreiche Merkmale des Distanzsprechens und nicht des Nähesprechens (Koch/Oesterreicher 1985; Ágel/Hennig 2006, 2010; Hennig 2006b) gegeben sind: Das Thema (Wirtschaftsbürgerrechte) ist vorab festgelegt, der Austausch erfolgt nicht spontan, sondern in einer klaren Interviewer-Interviewter-Rederechtsverteilung, und das Gespräch findet in einem institutionellen Rahmen (Radiostudio) statt. Dadurch, dass das Thema vorab festgelegt ist, können sowohl der Interviewer als auch der Wirtschaftsexperte in großem Maß auf vorformulierte Äußerungen zurückgreifen. Gerade im Fall des Wissenschaftlers ist zudem davon auszugehen, dass er die Äußerungen, die er hier im Interview produziert, in ähnlicher Form auch schon mehrfach in Fachartikeln schriftlich formuliert hatte. Trotz dieser Distanzmerkmale weist das Gespräch aber ein zentrales Nähemerkmal auf: Die Äußerungen müssen zeitlich progressiv und mehr oder weniger ad hoc produziert werden, es handelt sich also um flüchtige Kommunikation, so dass die Grundbedingungen der von Auer als *on-line-Syntax* bezeichneten gesprochensprachlichen Äußerungsstrukturen zum Tragen kommen, was mit den eher schriftsprachlich (im Sinne der Sprache der Distanz) konnotierten komplexen Satzstrukturen kollidiert. Konkret lässt sich dieser Einfluss des sprachlichen Planens in dem kurzen Ausschnitt an zwei Stellen beobachten: Der Wirtschaftsethiker produziert von Zeile 001 bis 002 einen Satz, in den mehrere subordinierte Sätze eingebettet sind. Standardschriftsprachlich reformuliert könnte seine Äußerung wie folgt dargestellt werden:

Es geht um Rechte, die sicherstellen, dass wir auch als Wirtschaftssubjekte, und zwar in allen unseren wirtschaftlichen Funktionen – als Produzent, selbstständig oder unselbstständig, als Konsument, als Investor –, angemessene Grundrechte haben, um über eine faire Chance zu verfügen, uns im Wettbewerb zu behaupten.

Der Matrixsatz enthält einen subordinierten *dass*-Satz, der wiederum eine Expansion mit *und zwar* enthält, die wiederum eine Parenthese mit einer Liste wirtschaftlicher Funktionen enthält. Zudem ist dem subordinierten *dass*-Satz auch noch ein Infinitivsatz untergeordnet, der wiederum einen weiteren Infinitivsatz enthält. Eine solche Satzstruktur ist typisch für medial geschriebene Sprache, wo die mediale Repräsentation sicherstellt, dass das Sprachprodukt in Ruhe dekodiert werden kann.

Dieser Satz wird hier aber nun medial mündlich realisiert. Das führt dazu, dass nach der dritten Einbettungsebene, d. h. nach der in den *dass*-Satz eingebetteten durch *und zwar* eingeleiteten Liste, nach einem kurzen Einatmen (Z. 010) eine Retraktion (vgl. Stoltenburg 2007) stattfindet, in der der subordinierte Satz wieder aufgegriffen wird. Wiederholt werden allerdings nur die Konjunktion und das Subjekt, nicht aber die appositionsähnliche *als*-Ergänzung zu dem Subjekt *wir*. Stattdessen wird die Projektion des Satzes fortgeführt und das Akkusativobjekt („Angemessene grUndrechte“; Z. 010) und das Prädikat („haben“; Z. 010) geliefert. Der hier dargestellte Satz erweist sich also als ‚zu komplex‘ für den Sprecher, um ihn in der oben rekonstruierten schriftsprachlichen Variante zu produzieren. Hier ist die syntaktische Komplexität aus der Innenperspektive im Spiel. Auf der anderen Seite erfolgt die Reparatur, d. h. die Wiederaufnahme des *dass*-Satzes, nicht ungeordnet (vgl. Stoltenburg 2007: 163–164 zu einer Analyse von Strukturen der Retraktion nach Parenthesen). Was für den Sprecher aus der Innenperspektive der Interaktion weniger komplex scheint – die Wiederaufnahme – stellt nun für den rekonstruierenden Analytiker ein deutlich komplexeres Problem dar, denn er hat erstens zu fragen, an welchen Stellen Wiederaufnahmen typischerweise stattfinden, welche Teile aus der vorigen Äußerung ‚recycled‘ werden und welche Äußerungsteile weggelassen werden (wie Stoltenburg 2007: 162 zeigt, hängt dies nicht unwesentlich mit der Platzierung der Parenthese in Bezug auf die Felder eines Satzes – z. B. nach dem Vor-Vorfeld, vor der linken Satzklammer, nach der linken Satzklammer etc. – ab). Versucht man, die Äußerung, die zwar standardschriftsprachlich nicht korrekt ist, aber gesprochensprachlichen Regularitäten folgt, zu systematisieren, ergibt sich aus der Analyseperspektive ein sehr komplexes Bild, das aus der lokalen Produzenten- und Rezipientenperspektive dagegen durch die Wiederaufnahme eine einfacher zu verarbeitende Struktur als Grundlage hat. Betrachtet man die Äußerung aus der Perspektive einer *on-line*-Syntax wird das Zusammenspiel aus einem fortlaufenden Projektionsaufbau, Projektionseinlösungen und retraktiven Strukturadaptierungen deutlich:

- (1) es geht um Rechte, die sicherstellen
- (2´) dass wir
- (3) auch als Wirtschaftssubjekte
- (4) und zwar in allen unseren wirtschaftlichen Funktionen
- (5) als Produzent, selbstständig oder unselbstständig
als Konsument, als Investor
- (2´´) dass wir angemessene Grundrechte haben,
- (6) um über eine Faire Chance zu verfügen
- (7) uns im Wettbewerb zu behaupten.

Zunächst projiziert das Verb *sicherstellen* in (1) eine Verbergänzung, d.h. die Angabe dessen, was sichergestellt wird. Diese Ergänzung wird mit *dass wir* in (2) begonnen, dann aber unterbrochen. Es folgt die Äußerung *auch als Wirtschaftssubjekte*, die retrospektiv als eine appositionsähnliche Struktur interpretiert und entsprechend als inhaltliche Präzisierung des Pronomens *wir* gedeutet werden kann. Erneut folgt eine retraktiv wirkende Struktur durch die *und zwar*-Konstruktion. Wie Günthner feststellt, zeichnen sich diese Konstruktionen aus zeitlicher Perspektive durch eine „Scharnierfunktion“ aus: Sie verknüpfen eine „emergente Äußerung mit einem zeitlich zurückliegenden Segment“ und dieses wird dadurch „retraktiv spezifiziert, präzisiert, erläutert etc.“ (Günthner 2012: 38). Darüber hinaus hat diese Struktur auch eine projizierende Wirkung: Die Sprecher signalisieren dabei nicht nur, dass sie das Rederecht für die Dauer der in der *und zwar*-Konstruktion gelieferten Informationen behalten. Aufgrund der Tatsache, dass damit eine emergente Äußerung im Sinne einer Parenthese (Stoltenburg 2007) unterbrochen wird, bleibt zugleich auch das Rederecht für die nicht abgeschlossene Struktur bestehen. Auf diese Weise ist es möglich, sehr lange Redezüge zu behalten (was in Situationen wie Interviews – und ganz besonders in politischen Interviews – oft auch strategisch von den Interaktanten ausgebeutet wird). Die *und zwar*-Konstruktion wird nun von dem Sprecher mit einer zweiten appositionsähnlichen Struktur in (5) ausgebaut, wobei sich die Äußerung *als Produzent, selbstständig oder unselbstständig, als Konsument, als Investor* retraktiv sowohl auf *Wirtschaftssubjekte* als auch auf *wirtschaftlichen Funktionen* bezieht. Es ist analytisch kaum zu beantworten, wie die Bezugsstruktur aussieht. Für die Interagierenden stellt der ‚vage‘ Bezug im Sinne von Garfinkels (1967: 203) *Maxime Akzeptiere die Vagheit!* dagegen kein Problem dar. Nach dem komplexen Einschub von (3) bis (5) schließt der Sprecher nun in (2‘) wieder an seine in (2‘) unterbrochene Äußerung an, wobei er durch die Wiederholung von *dass wir* den Rezipienten eine Verstehenshilfe gibt, mit der diese die Rückkehr zu der unterbrochenen Struktur erkennen können. Es folgt eine weitere komplexe subordinierende Struktur aus zwei eingebetteten Infinitivsätzen (6) und (7). In der zeitlichen Entwicklung ist die Struktur ‚einfach‘, in der analytischen Rekonstruktion und der Entwicklung eines die Zeitlichkeit und Emergenz berücksichtigenden Beschreibungsinventars (Projektion, Retraktion, Gestaltschlüsse; vgl. Auer 2010) dagegen ‚komplex‘.

Auch in der Replik des Interviewers (Z. 013 bis 017) findet sich eine ähnlich komplexe Struktur. Wieder wird ein Satz geäußert, der syntaktisch komplex ist: Er enthält eine Parenthese („werden dann gewisse Wirtschaftsvertreter einwerfen“; Z. 014) und ist mit einem zweiten Hauptsatz koordiniert („und was diese TAUGT, WISSEN wir“; Z. 016 bis 017), wobei letzterer einen Relativsatz („was diese TAUGT“; Z. 016) enthält. Wieder findet sich nach der Parenthese eine explizite Wiederaufnahme des unterbrochenen Satzes, wobei dieses Mal die Struktur bis auf die Modalpartikel *doch* wiederholt wird. Die Wiederaufnahme wird nötig, da die Parenthese sehr umfangreich war und sowohl auf der Produktions- als auch der Rezeptionsebene insofern Probleme bereiten kann, als die projizierende Hauptsatzstruktur dahinter ‚verblässen‘ kann. Erneut liegt aus der Perspektive der Innenansicht ein syntaktisches Problem vor (eine schwer zu

verarbeitende komplexe Satzstruktur), das durch eine (aus der Perspektive der Außenansicht) zwar deutlich komplexer zu beschreibende, aber für Interaktanten problemlos zu realisierende und zu verarbeitende Wiederaufnahmestruktur ‚repariert‘ wird.

3.2 Komplexität durch *common ground*: Appositions-Konstruktionen

Im Rahmen der Auseinandersetzung mit strukturellen Eigenschaften gesprochener Sprache kommt – neben dem Aspekt der Zeitlichkeit – der von Sacks/Jefferson/Schegloff gemachten Beobachtung, dass Interaktanten ihre Gesprächsbeiträge auf ihre Adressaten mit Blick auf Form und Inhalt zuschneiden (*recipient design*; vgl. Sacks/Jefferson/Schegloff 1974: 727, Hitzler 2013: 111–113 und Imo 2016), eine zentrale Bedeutung zu. Der antizipierte Wissenshorizont, auf den sich Interaktanten dabei beziehen, lässt sich wohl am sinnvollsten mit dem Konzept des *common ground* fassen. Clark konstatiert in diesem Zusammenhang:

Speakers try to design their utterances in such way that they have good reason to believe that the addressees can readily and uniquely compute what they mean on the basis of the utterance along with the rest of their common ground (Clark 1996b: 228).

Common ground kann als eine Art ‚objektiviertes‘ Wissen aufgefasst werden, das Interaktanten in spezifischen Handlungskontexten als wechselseitig verfügbar annehmen (vgl. auch Clark/Marshall 1981: 16–21). Wir orientieren uns bei der partnerbezogenen Konzeption sprachlicher Äußerungen also gewissermaßen an Hypothesen über geteiltes (oder nicht geteiltes) Wissen, die wir zudem im Laufe einer Interaktion (vgl. Depermann/Schmitt 2009) sowie über verschiedene Interaktionsereignisse hinweg fortlaufend aktualisieren. Es ist daher davon auszugehen, dass „[m]uch of our common ground is based on joint personal experiences“ (Clark 1996a: 112). Kommunikation erweist sich entsprechend im Normalfall mit solchen Gesprächspartnern als besonders reibungslos, mit denen wir eine reiche Interaktionsgeschichte teilen (vgl. Kecskes/Zhang 2009: 346). *Common ground* ist demgemäß nicht lediglich Voraussetzung, sondern zugleich auch Resultat sozialer Interaktion. Dieser Umstand manifestiert sich empirisch greifbar beispielsweise in Strategien zur Etablierung identifizierbarer Referenten in der Face-to-face-Interaktion – wie bereits angesprochen, ein basales Koordinationsproblem (vgl. Clark/Marshall 1981 sowie Lanwer i.V.a).

Interaktanten verfolgen in konkreten Handlungskontexten bei der Herstellung von Referenz eine Art ‚Trial-and-error‘-Strategie, deren Funktionalität auf der bereits weiter oben beschriebenen Simultaneität von Produktion und Rezeption bzw. auf der damit verbundenen Möglichkeit zur Selbst- und Fremdinitiation von Reparaturen beruht (vgl. u.a. Clark/Marshall 1981: 47–51 sowie Clark/Wilkes-Gibbs 1986). Interaktanten bringen Referenzformen gewissermaßen versuchsweise ins Spiel, da die Bearbeitung einer ggf. scheiternden Referenz jederzeit verbal oder non-verbal (vgl. u.a. Mondada 2011) initiiert und durchgeführt werden kann. *Common ground* kann auf diese Weise stets lokal aktualisiert und/oder akkumuliert und im weiteren Gesprächsverlauf wiederum

als Verstehensgrundlage vorausgesetzt werden, wie es auch der folgende kurze Ausschnitt aus einem Familiengespräch aus dem SiN-Korpus⁷ zeigt:

Beispiel (2)

```
001  AJ:      ja kIra is jetzt FÜMmenzwanzig schOn,
002          (0.3)
003  TU:      JA_a-
004          (1.25)
005  AJ:      → und (.) TImo,
006          <<all>also ihr frEUnd> is NEUNunzwanzig-
007          der is jetzt ja grAde erst FERTig;
```

Im sequenziellen Vorlauf des hier zitierten Ausschnitts berichtet Sprecherin AJ zunächst vom Stand der universitären Ausbildung ihrer Tochter („kIra“). Die Ausführungen beschließt sie in Zeile 001 (vorläufig) mit „ja kIra is jetzt FÜMmenzwanzig schOn“, worauf Sprecherin TU nach einer kurzen Pause von 0.3 Sekunden mit der Affirmationspartikel „JA_a-“ reagiert. Im Anschluss beginnt AJ nach einer erneuten Pause von 1.25 Sekunden in Zeile 005, die Ausführungen auf eine weitere Person („Timo“) auszuweiten. Hiermit verbunden ist informationsstrukturell gesehen die Etablierung eines neuen Diskursreferenten (vgl. u. a. Lambrecht 1994: 87–92). In Zeile 005 bis 006 realisiert Sprecherin AJ zu diesem Zweck eine Appositions-Konstruktion, die neben den Nominalphrasen „Timo“ und „ihr frEUnd“ einen sog. Erweiterungsausdruck (vgl. Freienstein 2008) oder Appositionsmarker (vgl. u. a. Acuña Fariña 2006: 5 sowie Molitor 1979:171) enthält. Appositionen setzen im ‚prototypischen‘ Fall unter Rückgriff auf syntaktische, lexikalische und prosodische Mittel zwei adjazente oder – wie in diesem Fall – zwei durch einen Appositionsmarker verbundene Nominalphrasen korreferent und drücken auf diese Weise (zumindest potenziell) eine Attributions- oder Prädikationsrelation aus (vgl. ausführlich Lanwer i.V.b), deren Verlaufsrichtung allerdings nicht immer eindeutig bestimmbar ist (vgl. u.a. Eisenberg 2013: 257–259). Für die hier behandelten Zusammenhänge ist nun vor allem von Bedeutung, dass sogenannte *weite Appositionen* – wie auch im vorliegenden Fall – durch die prosodische Mehrgliedrigkeit, d. h. durch die Verteilung der beteiligten NPs auf mehr als eine Intonationsphrase, die Möglichkeit eröffnen, in der On-line-Produktion einer Äußerung den Referenten einer bereits realisierten NP post hoc zu spezifizieren, zu klarifizieren oder allgemein um kontextuell relevante Informationen anzureichern (vgl. auch Imo 2014 und 2015), wie es sich ähnlich auch mit Blick auf die appositionsähnliche *als*-Konstruktion in Beispiel (1) beobachten ließ. Erweiterungsausdrücke wie *also* indizieren dabei sowohl die Art der semantischen Relation zwischen den beteiligten NPs als auch

⁷ Die Daten entstammen Mitschnitten von Tischgesprächen, die im Rahmen des SiN-Projektes im Zeitraum von 2008 bis 2010 im gesamten (ehemals) niederdeutschen Sprachraum in insgesamt 18 dialektgeographisch definierten Teilregionen angefertigt worden sind (vgl. u.a. Elmentaler et al. 2015).

pragmatische Aspekte beispielsweise im Hinblick auf wechselseitig unterstellte Wissensbestände im Sinne eines *common ground* (siehe ähnlich auch Freenstein 2008: 14–18).

In Beispiel (2) kontextualisiert „also“ eine Art metapragmatische Referenzklarifikation oder -explikation, die sich mit *mit Timo meine ich den Freund von Kira* oder *du musst wissen: Timo ist der Freund von Kira* paraphrasieren ließe. Für die Verwendung von *also* als Diskursmarker nehmen Deppermann/Helmer ganz ähnlich eine Art Explikationsfunktion an und gehen davon aus, dass *also* in gewisser Weise eine folgende Verbalisierung einer Inferenz projiziert (vgl. Deppermann/Helmer 2013: 3).⁸ Ebenso verhält es sich auch in Beispiel (2): Sprecherin AJ verbalisiert durch die mit „also“ eingeleitete NP „ihr frEUnd“ (Z. 006) eine Information, die von TU auf Grundlage der verfügbaren Kontext auch hätte inferiert werden können. Der Referent der Referenzform „Timo“ kann in der gegebenen Gesprächssituation als *frame-related accessible* (vgl. Lambrecht 1994: 99) gelten, da dieser in Relation zum aktivierten Referenten KIRA als Freund der Tochter zumindest potenziell hätte identifiziert werden können. Die Realisierung der appositiven Struktur „Timo, also ihr frEUnd“ expliziert eben diese, für die Identifikation des Referenten notwendige Inferenz. Durch die indizierte Koreferenz der beteiligten NPs wird der (vermeintlich) nicht-identifizierbare Referent von „Timo“ über die ko-textuell verankerte NP „ihr frEUnd“ (vgl. u. a. Prince 1981: 236 sowie Birkner 2008: 463–470) als Referent etabliert,⁹ dem situativ emergierenden *common ground* hinzugefügt (vgl. ähnlich auch Kecskes/Zhang 2009: 348–349) und damit für den weiteren Gesprächsverlauf verfügbar gemacht (vgl. Abbildung 2).

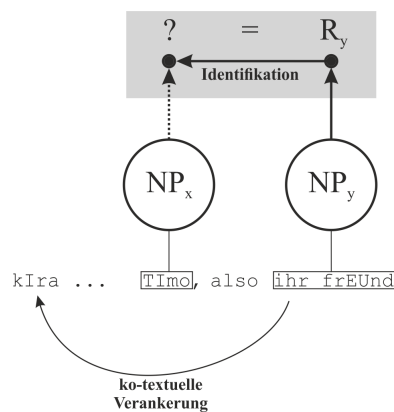


Abb. 2: Etablierung von Identifizierbarkeit durch Referenzidentität

⁸ Birkner klassifiziert *also* etwas allgemeiner als einen ‚Reformulierungsindikator‘ (Birkner 2008: 117).

⁹ Die NP „ihr frEUnd“ ist durch den Possessivartikel „ihr“ im bereits etablierten Referenten von „kIra“ (Z. 001) verankert und kann daher zwecks Identifikation des Referenten von „Timo“ eingesetzt werden.

Auf entsprechende ‚Anchoring-Strategien‘ im Rahmen der Etablierung von Referenten verweisen auch Clark/Marshall, wenn sie feststellen: „Ordinarily, to become mutually known, the referent must at least be anchored to something that is already mutually known” (Clark/Marshall 1981: 26). Dass Sprecherin AJ im weiteren Gesprächsverlauf den intendierten Referenten schließlich als etabliert und damit auch als von nun an identifizierbar voraussetzt, lässt sich an der Verwendung der definiten Pronominalform *der* in Zeile 007 ablesen.

Anders als bei ‚prototypischen‘ Appositionen haben wir es im vorliegenden Fall letztlich nicht primär mit einer Attribution oder Prädikation im Sinne einer modifizierenden Beifügung, sondern mit einem sog. *reference repair* (vgl. Clark/Marshall 1981: 47–51) zu tun, das mit Levelt auch als *appropriateness-repair* bezeichnet werden kann. „Appropriateness repairs are not made for correction, but for further specification” (Levelt 1983: 71). Solche Spezifikationen dienen der Verstehenssicherung und damit – wie bereits angesprochen – der Aktualisierung und/oder Akkumulation von *common ground*. Jede Referenzreparatur verstärkt die Basis „on which mutual knowledge of the referent is established“ (Clark/Marshall 1981: 57). Die im Rahmen der Referenzreparatur in Beispiel (2) oszillierenden Referenzausdrücke korrespondieren dabei in systematischer Weise mit unterschiedlichen Graden der strukturellen Komplexität, wenn aus der analytischen Außensicht beispielsweise die Länge der Formalisierung als Komplexitätsmaß angesetzt wird. Unter entsprechenden Bedingungen kann die NP „ihr frEUnd“ (Det_gen+N_nom) als syntaktisch komplexer als die NP „Timo“ (N_nom) gelten. Der Komplexitätsunterschied zwischen der NP „Timo“ und der NP „der“ (PP_nom) würde sich dagegen ‚lediglich‘ auf silbenstruktureller Ebene ergeben. Die Form „Timo“ ist trochäisch zweisilbig ($\sigma \sigma$),¹⁰ die Form „der“ hingegen unbetont einsilbig (σ) und wäre damit bei gleicher syntaktischer Komplexität als silbenstrukturell weniger komplex zu werten (vgl. Abbildung 3).

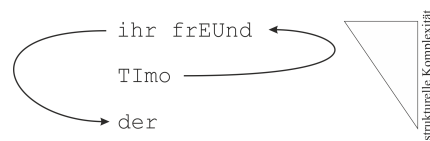


Abb. 3: Oszillation struktureller Komplexität (Beispiel 2)

Die Wahl der strukturell komplexeren Form „ihr frEUnd“ in Zeile 006 minimiert nun aber in gewisser Hinsicht den inferentiellen Aufwand, der von Sprecherin TU zwecks Identifikation des Referenten betrieben werden muss (d. h. die pragmatische Komplexität). Es kommt hier somit in situ zu einer Art *trade-off* zwischen offener (struktureller) und verdeckter (pragmatischer) Komplexität (vgl. Bisang 2009). Mit Blick auf die pronominale Referenz in Zeile 007 lässt sich Gleiches, allerdings in genau entgegengesetzter Richtung, konstatieren. Der erfolgreiche Aufbau von situativem *common*

¹⁰ Alle Namen sind gemäß durch die Verwendung prosodisch äquivalenter Referenzformen anonymisiert worden, weshalb ein entsprechender Vergleich als unproblematisch gelten kann.

ground schlägt sich hier in einem Abbau struktureller Komplexität nieder. Ein entsprechender Mechanismus lässt sich jedoch nicht allein mit Blick auf die Verwendung pronominaler Referenzformen beobachten. So weisen beispielsweise Sacks/Schegloff darauf hin, dass Interaktanten Personennamen einführen, um auf diese an späterer Stelle als ‚minimale‘ Referenzformen zurückgreifen zu können (vgl. Sacks/Schegloff 1979: 17), wie es auch der folgende Ausschnitt – ebenfalls aus dem SiN-Korpus – zeigt:

Beispiel (3)

001 MW: → und **der FREUND von Ihm,**
 002 **der STEfan-**
 003 **der** war AUch schon (.) ich glaub zweImal in af-
 GHAnistan.
 004 (0.3)
 005 die sind BEIde rEttungs/ öh-
 006 oder HANnes hat seine prüfung zum
 rEttungssanitäter (.) bestAnden,
 007 (0.6)
 008 → °hhh Und (.) **der STEfan-**
 009 **der** Is_n bIsschen ÄLter;
 010 **DER** hat das schOn (0.8) vOrher bestAnden.

In Beispiel (3) klärt Sprecherin MW ihre Mutter – die im abgedruckten Gesprächsausschnitt allerdings nicht zu Wort kommt – über die Lebenssituation ihres Neffen „HANnes“ auf, der – wie sie ausführt – denselben Beruf ausübe wie dessen Lebensgefährtin „STEFan“, im Gegensatz zu diesem aber seine Ausbildung gerade erst abgeschlossen habe. Beide Referenten – d. h. sowohl HANNES als auch STEFAN – sind zum Zeitpunkt des Gesprächs bereits namentlich vorerwähnt worden und können gemäß des sequentiellen Vorlaufs des hier zitierten Ausschnittes als potenziell aktiv (HANNES) bzw. semiaktiv (STEFAN) gelten (vgl. hierzu u. a. Chafe 1994: 71–81). Die Aktiviertheit des Referenten HANNES spiegelt sich in Beispiel (3) dann auch in der Verwendung der Proform „Ihm“ in der ersten Transkriptzeile wider. Der Referent STEFAN war hingegen – mit Chafe gesprochen – bisher nicht von *referential importance* (vgl. Chafe 1994: 88–91)¹¹ und wird vermutlich eben deshalb mittels einer im Referenten HANNES verankerten NP erneut eingeführt. Wie in Beispiel (2) wird hier der *common ground* also auf der Basis bereits verfügbaren Wissens ausgebaut. Im Rahmen der Re-Etablierung des Referenten STEFAN realisiert Sprecherin MW zudem ebenfalls eine Appositionskonstruktion (Z. 001–002), die hier in eine Referenz-Aussage-Struktur (Scheutz 1997; Selting 1994) integriert ist. Die weite Apposition „der FREUND von Ihm, der STEfan“ – fungiert als vorangestelltes Element, das „durch eine anadeiktische Proform im Vorfeld

¹¹ „Independent of their activation cost, referents differ in their degree of what I will call *referential importance* – their importance to the subject matter being verbalized“ (Chafe 1994: 88).

des Folgesatzes“ (Scheutz 1997: 31) wieder aufgenommen wird.¹² Die Systematik der sich daraus ergebenden strukturellen Oszillation der verwendeten Referenzausdrücke „der FREUND von Ihm“, „der STEfan“ und „der“ verhält sich dabei weitestgehend analog zu der für Beispiel (2) beschriebenen. Ein entscheidender Unterschied besteht jedoch darin, dass Sprecherin MW die Komplexitätsskala einerseits konsequent von oben nach unten ‚arbeitet‘. Andererseits lassen sich aus der analytischen Außensicht durchgehend Komplexitätsunterschiede auf der syntaktischen Ebene feststellen: Die NP „der FREUND von Ihm“ (Det_nom+N_nom+Prep+PP_dat) kann als syntaktisch komplexer als die NP „der STEfan“ (Det_nom+N_nom) gelten, welche wiederum syntaktisch gesehen einen höheren Komplexitätsgrad als die NP „der“ (PP_nom) aufweist (vgl. Abbildung 4). Ein weiterer Unterschied ist der, dass die Modifikation der Referenzform von „der FREUND von Ihm“ (Z. 001) zu „der STEfan“ (Z. 002) in Beispiel (3) aller Wahrscheinlichkeit nach nicht als *reference repair* im oben geschilderten Sinne gelten kann. In Beispiel (3) dominiert eher die ‚prototypische‘ prädikative Lesart, die sich mit *der Freund von Hannes ist/heißt Stefan* paraphrasieren ließe.

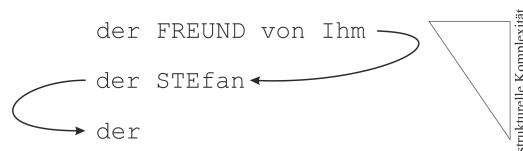


Abb. 4: Oszillation struktureller Komplexität (Beispiel 3)

Wie es der weitere Gesprächsverlauf zeigt, werden in Beispiel (3) die alternativen Referenzformen durch die von Sprecherin MW realisierte appositive Struktur koreferent gesetzt, um mit „der STEfan“ eine gegenüber „der FREUND von Ihm“ minimierte Referenzform mit Blick auf den weiteren Gesprächsverlauf einzuführen. Nachdem Sprecherin MW ihre Ausführungen über die Ausbildung ihres Neffen abgeschlossen hat (Z. 006), verschiebt sie nach einer kurzen Pause von 0.6 Sekunden den thematischen Fokus auf den Ausbildungsstand des Freundes. Zwecks Reaktivierung des betreffenden Diskursreferenten wird in der Intonationsphrase „hhh Und (.) der STEfan–“ (Z. 008) auf den zuvor als Referenzform (re-)etablierten Vornamen zurückgegriffen. Hieraus ergibt sich eine metapragmatische Komponente, die die Relevanz der vorgenommenen ‚Nebenbei-Prädikation‘ (Linke/Nussbaumer 2000: 312–313) reaktiv bestätigt und sich mit *wie angekündigt, referiere ich auf den Freund von Hannes von nun an mit dem Namen Stefan* paraphrasieren ließe. Die Apposition in Beispiel (3) kann entsprechend eher als eine Art *reference prepare* im Sinne einer Projektion zukünftiger Referenzakte

¹² Die realisierte Struktur folgt damit in gewisser Hinsicht dem von Chafe beschriebenen „light subject constraint“ (vgl. Chafe 1994: 82–92).

und weniger als *reference repair* im Sinne einer retraktiven Bearbeitung einer mutmaßlich gescheiterten Referenz klassifiziert werden.¹³

Wie bereits weiter oben angedeutet, konstatieren Sacks/Schegloff, dass in Gesprächen nicht selten Namen als ‚minimale‘ Referenzformen eingeführt werden, um Koaktanten mit den kommunikativen Ressourcen auszustatten, „[they] may thereafter be supposed to have“ (Sacks/Schegloff 1979: 17). In dieser Strategie zeigt sich deutlich das Spannungsfeld zwischen den von Sacks/Schegloff beschriebenen Präferenzen zur *minimization* von Referenzformen auf der einen und zur Verwendung sogenannte *recognitionals*, d. h. von Referenzausdrücken, deren Referenten für die jeweiligen Koaktanten mutmaßlich möglichst ‚einfach‘ auflösbar sind, auf der anderen Seite (vgl. Sacks/Schegloff 1979: 16–18). Wenn die genannten Präferenzen in Konflikt geraten, führt dies dazu, dass „minimization [...] incrementally is relaxed“ (Levinson 2007: 30),¹⁴ wie es auch in Beispiel (2) zu beobachten war. In Beispiel (3) wird hingegen durch die Apposition die zukünftige Verwendung einer strukturell weniger komplexen Referenzform vorbereitet. Der Referent STEFAN wird dadurch mit Blick auf den in der Situation emergierenden *common ground* zunehmend als eigenständiger Referent etabliert, der nicht mehr länger mittels einer Deskription in Form einer komplexen Nominalphrasen wie „der FREUND von Ihm“ in einem anderen Referenten, d. h. im bisher etablierten *common ground* verankert werden muss.¹⁵ Dies setzt einerseits ein Mehr an geteiltem Wissen voraus, dessen Aktivierung einen erhöhten inferentiellen Aufwand für die Koaktanten bedeutet. Die Etablierung eines Namens für einen neuen Referenten ermöglicht aber andererseits die Verwendung einer minimierten Referenzform, sodass sich auch für Beispiel (3) eine Art *trade-off* zwischen struktureller und pragmatischer Komplexität konstatieren lässt.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass sich die Komplexität der verwendeten Referenzformen in den untersuchten Beispielen flexibel ausrichtet an (mutmaßlich) wechselseitig verfügbaren Wissensbeständen im Sinne eines *common ground*. In den Beispielen lässt sich entweder ein inkrementeller Ausbau struktureller Komplexität beobachten, der bei mangelndem *common ground* fokal (potenziell) für eine hörerseitige inferentielle Entlastung sorgt, oder ein inkrementeller Abbau struktureller Komplexität,

¹³ Der Unterschied zwischen *reference repair* (Beispiel 2) und *reference prepair* (Beispiel 3) koinzidiert hier vermutlich nicht zufällig mit unterschiedlichen Strukturen der prosodischen Glieder (Neustart vs. Parenthese), wie es bereits Freienstein andeutet (vgl. Freienstein 2008:66), der allerdings lediglich geschriebene Daten analysiert. Inwiefern dieser Zusammenhang tatsächlich ein systematischer ist, gilt es anhand einer größeren Kollektion gesprochener Daten zu prüfen (vgl. Lanwer i.V.b).

¹⁴ Levinson weist jedoch darauf hin, dass die Präferenz zur Minimierung von Referenzausdrücken bzw. zur Verwendung von Personennamen ggf. auch sozusagen sozio-situativ restringiert sei (vgl. Levinson 2007: 66).

¹⁵ Die Verwendung eines Definitartikels in Kombination mit einem Nomen Proprium in „der STEfan“ indiziert dabei jedoch vermutlich eine gewisse soziale Distanzverhältnisse, wie es ähnlich auch Werth für Gesprächsdaten aus dem norddeutschen Raum beobachten kann (vgl. Werth 2014: 153–155), aus dem auch die hier untersuchten Daten stammen. Hierfür spricht auch, dass der Artikel am Namen in Beispiel (3) lediglich bei Referenzen auf STEFAN (den Freund des Neffen) und nicht bei Referenzen auf HANNES (den Neffen) auftritt.

der auf einem situativen Ausbau des *common ground* beruht und tendenziell durch eine Erhöhung des hörerseitigen inferentiellen Aufwandes im Hinblick auf zukünftige Referenzauflösungen erkaufte wird. Dieser Befund passt in gewisser Hinsicht zu den Beobachtungen von Meyer, der in einer groß angelegten Korpusanalyse zu Appositionen im Englischen feststellt, dass Appositionen in den von ihm untersuchten spontansprachlichen Daten vor allem bei mangelnder Vertrautheit der Gesprächspartner in erhöhtem Maße auftreten. Diesen Befund erklärt er damit, dass Appositionen als strukturelle Ressource dienen, um im Fluss der Interaktion geteiltes Wissen anzureichern:

Specifically, appositions are most necessary in some genres in which discourse participants possess a low amount of shared knowledge – in genres in which there is some need to add to the flow of discourse in the way that appositions do. (Meyer 1992: 98)

In ähnlicher Weise schreibt Auer mit Blick auf das Deutsche verschiedenen syntaktischen Formaten, die er unter dem Label *Rechts-Expansionen* behandelt, das Funktionspotenzial zu, „Interaktionsteilnehmern die Möglichkeit der permanenten Rückkopplung zwischen Sprecher und Hörer“ (Auer 1991: 155) zu eröffnen. Entsprechende Rechts-Expansionen, zu denen Auer auch Strukturmuster zählt, die auch als *Expansions-Appositionen* klassifiziert werden können (Imo 2015), sind – so Auer – ein „äußerst effizientes Verfahren, um den Abgleich zwischen sprecherseitig präsupponiertem und tatsächlichem Rezipientenwissen zu optimieren“ (Auer 1991: 155). Im Fall von Appositionen haben wir es im Deutschen daher evtl. in ähnlicher Weise wie im Englischen mit Konstruktionen zu tun, die in ihrem Funktionsspektrum auf den Abgleich und/oder Ausbau von *common ground* in der sozialen Interaktion spezialisiert sind (vgl. auch Imo 2015). Appositionen können daher aller Wahrscheinlichkeit nur unter Einbeziehung des Parameters *common ground* sinnvoll in ihren verschiedenen Ausprägungen erfasst und beschrieben werden (vgl. auch Lanwer i.V.a). Die Integration der Dimension des *common ground* in die linguistische Analyse führt jedoch zu einem starken Komplexitätszuwachs. Je reichhaltiger die von Interaktanten wechselseitig unterstellten Wissensstrukturen sind, als desto komplexer gestaltet sich zudem die ohnehin nur bedingt mögliche analytische Rekonstruktion. Für die Interaktanten selbst erweist sich der Umfang des als geteilt unterstellten Wissens hingegen – zumindest mit Blick auf die offene Komplexität sprachlicher Äußerungen – als kommunikativ ‚entlastend‘.

4 Fazit

Bei dem auf Hockett zurückgehenden Äquikomplexitätsaxiom handelt es sich – wie einleitend argumentiert wurde – letztlich strenggenommen nicht um ein Axiom, da dieses auf der Annahme beruht, dass „all languages have about equally complex jobs to do“ (Hockett 1958: 180–181). Letztere Annahme stellt damit im Grunde das eigentliche Axiom dar, weshalb mit Blick auf sprachliche Komplexität die Frage nach den Aufgaben, die eine Sprache zu ‚bewältigen‘ hat, verstärkt in den Fokus gerät. Im Rahmen einer gebrauchsbasierten Linguistik ergibt sich aufgrund der im weitesten Sinne

handlungstheoretischen Fundierung – so wurde weiterführend argumentiert – die Möglichkeit, die Frage nach den Aufgaben einer Sprache in die Analyse sprachlicher Komplexität zu integrieren. Im Rahmen eines entsprechenden Zugriffs erweist es sich jedoch als notwendig, eine Unterscheidung zwischen einer eher analytischen Komplexität aus der Außensicht der ForscherInnen und einer eher usuellen Komplexität aus der Innensicht der SprachbenutzerInnen einzuführen (Abschnitt 2), da es im Hinblick auf die Beurteilung sprachlicher Komplexität im Rahmen der Analyse empirischer Daten zu Divergenzen zwischen den verschiedenen Perspektiven kommen kann (Abschnitt 3).

In Abschnitt 3.1 wurde dies anhand der Analyse syntaktisch komplexer Sätze illustriert, wobei deutlich wurde, dass die Anpassung des kognitiven Produktions- und Rezeptionsaufwands dazu führt, dass syntaktische Strukturen entstehen, die aus einer analytisch-rekonstruktiven Perspektive deutlich komplexer ausfallen als ihre normgrammatischen ‚bereinigten‘ Pendanten, dass aber die zum Einsatz kommenden Wiederaufnahmetechniken aus der Sprecher- und Hörerperspektive umgekehrt zu einer Verarbeitungsvereinfachung führen, also in gewisser Weise Komplexität reduzieren. In Abschnitt 3.2 ging es darum, am Beispiel von weiten Appositionen im gesprochenen Deutsch zu zeigen, dass die Möglichkeit, sich auf geteilte Wissensbestände verlassen zu können, in konkreten Handlungskontexten schrittweise zur Reduktion der (notwendigen) strukturellen Komplexität von Referenzausdrücken führen kann. Dies gilt jedoch freilich nicht allein für Referenzausdrücke. So kann vor dem Hintergrund einer entsprechenden geteilten Interaktionsgeschichte auch eine Interjektion wie *Ih!* als Antwort oder eine elliptische Frage wie *Willst du?* ausreichen, um auf pragmatischer Ebene hochkomplexe Inhalte und Handlungen zu transportieren. Vertraute Kommunikationspartner verfügen allgemein über ein großes Maß an geteiltem Wissen, das aus verschiedenen Quellen (geteiltes Weltwissen, gemeinsame Interessen, auf der Interaktionsgeschichte aufbauendes Wissen etc.) gespeist wird. Kommunikation zwischen vertrauten Partnern kann daher in besonderem Maße vage (im Sinne von Garfinkel 1967) bleiben, es kann mit Andeutungen operiert werden und Äußerungen können ‚Insiderwissen‘ aktivieren und gerade deswegen aus der analytischen Außenperspektive im schlimmsten Fall sogar unverständlich bleiben. Während *common ground* also, wie es auch die Analysen von Beispiel (2) und (3) gezeigt haben, aus der Sicht der Interaktionsteilnehmer als eine potenzielle Quelle sprachlicher ‚Simplifizierung‘ gelten kann, stellt die Berücksichtigung von *common ground* für die linguistische Analyse einen maßgeblichen Komplexitätsfaktor dar. Darüber hinaus lassen sich mit Blick auf die Analyse von Appositionen im gesprochenen Deutsch im Anschluss an die bisherigen Ausführungen zwei weitere Quellen analytischer Komplexität nennen, die abschließend noch kurz thematisiert werden sollen

Zunächst lässt sich festhalten, dass der auch in den Beispielen (2) und (3) beobachtbare flexible Umgang mit unterschiedlichen Formaten von Referenzausdrücken per se nicht ohne Einbeziehung pragmatischer Rahmenbedingungen der jeweiligen Gebrauchskontexte erfolgen kann (vgl. auch Du Bois 2003: 57–58). Die in Beispiel (2) und (3) beobachtbaren Alternanzmuster werden letztlich nur vor dem Hintergrund der

verschiedenen *discourse patterns* (vgl. Östman 2005: 133–137), in die sie eingebettet sind, systematisch beschreibbar, was in zweierlei Hinsicht zu einer potenziellen Gegenstandserweiterung führt. Zum einen geraten oberhalb der Ebene der Syntax auch sequenzstrukturelle Muster auf der Diskursebene in den Blick. Zum anderen müssten auch kinesische Displays, die z. B. Nicht-Verstehen indizieren und damit zu potenziellen Reparaturauslösern werden, Berücksichtigung finden. Unter Ausklammerung entsprechender Phänomenbereiche kann mit Blick auf die Selbstreparatur in Beispiel (2) letztlich nicht entschieden werden, ob es sich hierbei um eine selbst- oder fremdinitiierte Reparatur handelt. Die Integration gestischer und mimischer Aspekte in die Analyse würde – bei entsprechender Datenlage – allerdings die ‚multimodale Komplexität‘ des Untersuchungsgegenstandes in erheblichem Maße erhöhen.¹⁶ Die Verfügbarkeit multimodaler Ressourcen hat für die Interaktanten selbst hingegen einen kommunikativer eher entlastenden Effekt. Mit Blick auf Verfahren des *recipient design* ergibt sich daraus – wie in Abschnitt 2.3 angesprochen – generell, dass Interaktanten ihre Partnerhypothesen unter Rückgriff auf „ein Maximum an Symptomfülle“ (Schütz/Luckmann 1979: 95) fortlaufend aktualisieren und diese in die Äußerungs-/Handlungsplanung integrieren können, um durch Reformulierungen, Klarifikationen etc. Verstehen zu sichern. Für die Analyse von Appositionen ‚an sich‘ mögen entsprechende Faktoren oberflächlich betrachtet irrelevant erscheinen. Für eine Beschreibung sprachlicher Strukturen ausgehend vom konkreten Gebrauch erweisen sich jedoch mimische und gestische Aspekte in vielen Fällen als inhärente Bestandteile des jeweils fokussierten Gebrauchskontexts, die als solche zwar ggf. auf einer höheren Abstraktionsebene ‚abgestreift‘, auf der Ebene kontextsensitiver funktionaler Klassifikationen allerdings zunächst nicht ohne Weiteres ausgeklammert werden können.

Der zweite Punkt ist schließlich der, dass Appositionen im Deutschen sehr wahrscheinlich ähnlich eng mit verschiedenen formal und/oder funktional verwandten Konstruktionen, wie den oben angeführten Expansions-Appositionen, im parasemischen Netz des Sprachsystems vernetzt sind (vgl. Imo 2015 für das Deutsche bzw. Acuña Fariña 2006 für das Englische). Verschiedene Formen von Appositionen werden entsprechend analytisch nur unter Einbeziehung entsprechender ‚Netzwerknachbarn‘ in ihrer jeweiligen Spezifität greifbar, was eine weitere Ausweitung des Gegenstandsgebietes sowie – wenn die Netzwerk-Idee mehr als eine Metapher sein soll – komplexe Anforderungen an den Beschreibungsapparat zur Modellierung entsprechender Netzwerkrelationen mit sich bringt. Der Erhöhung der analytischen Komplexität steht schließlich auch in diesem Punkt eine Komplexitätsreduzierung für die Sprachbenutzer gegenüber: Aus gebrauchsbasierter Sicht macht gerade die Organisation einer Grammatik als Netzwerk von Konstruktionen diese hochgradig flexibel und in höchstem Maße adaptiv (vgl. u. a. Bybee 2010: 57–75). Es lässt sich also zum wiederholten Male feststellen, dass das, was eine Grammatik für die Sprachbenutzer handhabbar und funk-

¹⁶ Ähnliches gilt letztlich auch für die Berücksichtigung der Prosodie, die sich in zunehmendem Maße als unumgänglich erweist (vgl. Lanwer i. V. b).

tionsfähig macht, diese für den Grammatiker zugleich ‚unhandlich‘ und schwer beschreibbar werden lässt. „Kompliziert ist sozusagen die Grammatik des Grammatikers, nicht die Grammatik des Sprechers“ (Coseriu 1979: 95).

Literatur:

Acuña Fariña, Juan Carlos (2006): A constructional network in appositive space. In: *Cognitive Linguistics* 17/1, 1–37.

Ágel, Vilmos und Mathilde Hennig (2006): Theorie des Nähe- und Distanzsprechens. In: Ágel, Vilmos und Mathilde Hennig (Hrsg.): *Grammatik aus Nähe und Distanz. Theorie und Praxis am Beispiel von Nähertexten 1650-2000*. Tübingen: Niemeyer, 3–31.

Ágel, Vilmos und Mathilde Hennig (Hrsg.) (2010): *Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung*. Berlin: de Gruyter.

Auer, Peter (1991): Vom Ende deutscher Sätze. In: *ZGL* 19, 139–157.

Auer, Peter (2000): On line-Syntax – oder: was es bedeuten könnte, die Zeitlichkeit der mündlichen Sprache ernst zu nehmen. In: *Sprache und Literatur* 85, 43–56.

Auer, Peter (2005): Projection in Interaction and Projection in Grammar. In: *Text* 25, 7–36.

Auer, Peter (2006a): Increments and more. Anmerkungen zur augenblicklichen Diskussion über die Erweiterbarkeit von Turnkonstruktionseinheiten. In: Deppermann, Arnulf, Reinhard Fiehler und Thomas Spranz-Fogasy (Hrsg.): *Grammatik und Interaktion*. Radolfzell: Verlag für Gesprächsforschung, 279–294.

Auer, Peter (2006b): Construction Grammar meets Conversation: Einige Überlegungen am Beispiel von ‚so‘-Konstruktionen. In: Günthner, Susanne und Wolfgang Imo (Hrsg.): *Konstruktionen in der Interaktion*. Berlin: de Gruyter, 291–314.

Auer, Peter (2007a): Syntax als Prozess. In: Hausendorf, Heiko (Hrsg.): *Gespräch als Prozess: Linguistische Aspekte der Zeitlichkeit verbaler Interaktion*. Tübingen: Narr, 95–124.

Auer, Peter (2007b): Why are increments such elusive objects? An afterthought. In: *Pragmatics* 17, 647–658.

Auer, Peter (2010): Zum Segmentierungsproblem in der Gesprochenen Sprache. In: *InLiSt* 49, 1–19.

Bakhtin, Mikhail M. (1986): The Problem of Speech Genre. In: Emerson, Caryl und Michael Holquist (Hrsg.): *M. M. Bakhtin. Speech Genres and Other Late Essays*. Austin: University of Texas Press, 60–102.

Beckner, Clay et al. (2009): Language Is a Complex Adaptive System: Position Paper. In: *Language Learning* 59, 1–26.

Birkner, Karin (2008): *Relativ(satz)konstruktionen im gesprochenen Deutsch: Syntaktische, prosodische, semantische und pragmatische Aspekte*. Berlin, New York: De Gruyter.

Bisang, Walter (2009): On the evolution of complexity – sometimes less is more in East and mainland Southeast Asia. In: Sampson, Geoffrey, David Gil and Peter Trudgill (Hrsg.): *Language complexity as an evolving variable*. Oxford: Oxford University Press, 34–49.

Bücker, Jörg (2012): *Sprachhandeln und Sprachwissen: Grammatische Konstruktionen im Spannungsfeld von Interaktion und Kognition*. Berlin: de Gruyter.

Bybee, Joan L. und Joanne Scheibmann (1999): The Effect of Usage on Degrees of Constituency. In: *Linguistics* 37/4, 294–312.

Bybee, Joan L. (2010): *Language, Usage and Cognition*. Cambridge, New York: Cambridge University Press.

Bybee, Joan L. (2013): Usage-based Theory and Exemplar Representations of Constructions. In: Hoffmann, Thomas und Graeme Trousdale (Hrsg.): *The Oxford Handbook of Construction Grammar*. Oxford, New York: Oxford University Press, 49–69.

Chafe, Wallace (1994): *Discourse, Consciousness and Time. The Flow and Displacement of Conscious Experience in Speaking and Writing*. Chicago, London: The University of Chicago Press.

Clark, Herbert H. (1996a): *Using Language*. Cambridge: Cambridge University Press.

Clark, Herbert H. (1996b): Communities, commonalities and communication. In: Gumperz, John und Stephen Levinson (Hrsg.): *Rethinking linguistic relativity*. Cambridge: Cambridge University Press, 324–355.

Clark, Herbert H. und Catherine R. Marshall (1981): Definite reference and mutual knowledge. In: Joshi, Aravind K., Bonnie L. Webber und Ivan A. Sag (Hrsg.): *Elements of discourse understanding*. Cambridge, New York: Cambridge University Press, 10–63.

Clark, Herbert H. und Deanna Wilkes-Gibbs (1986): Referring as a collaborative process. *Cognition* 22, 1–39.

Coseriu, Eugenio (1979): *Der Mensch und seine Sprache*. In: Coseriu, Eugenio: *Sprache: Strukturen und Funktionen. XII Aufsätze zur allgemeinen und romanischen Sprachwissenschaft*. Hg. v. Uwe Petersen. Tübingen: Narr, 91–104.

Couper-Kuhlen, Elizabeth (2011): Grammaticalization and Conversation. In: Narrog, Heiko und Bernd Heine (Hrsg.): *The Oxford Handbook of Grammaticalization*. Oxford: Oxford University Press, 424–437.

Croft, William (2001): *Radical Construction Grammar*. Oxford.

- Croft, William (2009): Toward a social cognitive linguistics. In: Evans, Vyvyan und Stéphanie Pourcel (Hrsg.): *New Directions in Cognitive Linguistics*. Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins Publishing Company, 395–420.
- Crystal, David (2005): *How Language Works*. London: Penguin.
- Dahl, Östen (2009): Testing the assumption of complexity invariance: the case of Efdalian and Swedish. In: Sampson, Geoffrey, David Gil und Peter Trudgill (Hrsg.): *Language complexity as an evolving variable*. Oxford: Oxford University Press, 50–63.
- Deppermann, Arnulf (2008): Verstehen im Gespräch. In: Kämper, Heidrun und Ludwig M. Eichinger (Hrsg.): *Sprache, Kognition, Kultur. Sprache zwischen mentaler Struktur und kultureller Prägung*. Berlin, New York: de Gruyter, 225–261.
- Deppermann, Arnulf und Reinhard Schmitt (2008): Verstehensdokumentationen: Zur Phänomenologie von Verstehen in der Interaktion. In: *Deutsche Sprache* 3/8, 220–245.
- Deppermann, Arnulf und Henrike Helmer (2013): Zur Grammatik des Verstehens im Gespräch: Inferenzen anzeigen und Handlungskonsequenzen ziehen mit also und dann. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 1/32, 1–39.
- Deutscher, Guy (2009): “Overall complexity”: a wild goose chase? In: Sampson, Geoffrey, David Gil und Peter Trudgill (Hrsg.): *Language complexity as an evolving variable*. Oxford: Oxford University Press, 243–251.
- Diessel, Holger (2015): Usage-based construction grammar. In: Dąbrowska, Ewa und Dagmar Divjak (Hrsg.): *Handbook of Cognitive Linguistics*. Berlin: de Gruyter, 295–321.
- Du Bois, John W. (2003): Discourse and grammar. In: Tomasello, Michael (Hrsg.): *The New Psychology of Language*. New Jersey: Erlbaum, 47–87.
- Eisenberg, Peter (2013): *Grundriss der deutschen Grammatik*. Stuttgart: Metzler.
- Elmentaler, Michael et al. (2015): Sprachvariation in Norddeutschland (SiN). In: Kehrein, Roland, Alfred Lameli und Stefan Rabanus (Hrsg.): *Regionale Variation des Deutschen. Projekte und Perspektiven*, 397–424.
- Elsaß, Stephan (2012): Wohin steuern Korpora die Historische Sprachwissenschaft? Überlegungen am Beispiel des ‚Neuhochdeutschen‘. In: Maitz, Péter (Hrsg.): *Historische Sprachwissenschaft. Erkenntnisinteressen, Grundlagenprobleme, Desiderate*. Berlin, Boston: de Gruyter, 201–225.
- Freienstein, Jan-Claas (2008): *Das erweiterte Appositiv*. Tübingen: Narr.
- Garfinkel, Harold (1967): *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs: Prentice Hall.

- Goldberg, Adele E. (1996): Construction Grammar. In: Brown, E.K. and J.E. Miller (Hrsg.): Concise Encyclopedia of Syntactic Theories. Oxford, New York, Tokyo, 68–70.
- Goldberg, Adele E. (2006): Constructions at work: The nature of generalization in language. Oxford: Oxford University Press.
- Gumperz, John J. (1981): Discourse Strategies. Cambridge: Cambridge University Press.
- Günthner, Susanne (2006): Grammatische Analysen der kommunikativen Praxis – ‚Dichte Konstruktionen‘ in der Interaktion. In: Deppermann, Arnulf, Reinhard Fiehler und Thomas Spranz-Fogasy (Hrsg.): Grammatik und Interaktion – Untersuchungen zum Zusammenhang von grammatischen Strukturen und Gesprächsprozessen. Radolfzell: Verlag für Gesprächsforschung, 95–122.
- Günthner, Susanne (2008): „Projektorkonstruktionen im Gespräch: Pseudoclefts, die Sache ist-Konstruktionen und Extrapositionen mit *es*“. In: Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion 9, 86–114.
- Günthner, Susanne (2009a): Eine Grammatik der Theatralität? Grammatische und prosodische Inszenierungsverfahren in Alltagserzählungen. In: Buss, Mareike et al. (Hrsg.): Theatralität des sprachlichen Handelns. Eine Metaphorik zwischen Linguistik und Kulturwissenschaften. Paderborn, München: Fink, 293–317.
- Günthner, Susanne (2009b): Adjektiv + *dass*-Satz-Konstruktionen als kommunikative Ressourcen der Positionierung. In: Günthner, Susanne/Bücker, Jörg (Hg.) Grammatik im Gespräch. Konstruktionen der Selbst- und Fremdpositionierung. Berlin, New York: de Gruyter, 149–184.
- Günthner, Susanne (2012) Eine interaktionale Perspektive auf Wortarten: das Beispiel 'und zwar'. In: Rothstein, Björn (Hrsg.): Nicht-flektierende Wortarten. Berlin/Boston: de Gruyter, 14–47.
- Haspelmath, Martin (2002) "Grammatikalisierung: von der Performanz zur Kompetenz ohne angeborene Grammatik". In: Krämer, Sybille und Ekkehard König (Hrsg.) Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen? Frankfurt, 262–286.
- Hennig, Mathilde (2006a): Grammatik der gesprochenen Sprache in Theorie und Praxis. Kassel: Kassel University Press.
- Hennig, Mathilde (2006b): So, und so, und so weiter. Vom Sinn und Unsinn der Wortklassifikation. In: ZGL 34, 409–431.
- Heritage, John (2013): Action formation and its epistemic (and other) backgrounds. In: Discourse Studies 15, 551-578.
- Hitzler, Sarah. 2013. Recipient Design in institutioneller Mehrparteieninteraktion. Gesprächsforschung 14. 110–132.

- Hopper, Paul J. (1998): Emergent Grammar. In: Tomasello, Michael (Hrsg.) *The New Psychology of Language*. Mahwah (N.J.), 155-175.
- Hockett, Charles F. (1958): *A course in modern linguistics*. London: Collier-Macmillan.
- Hutterer, Claus J. (1975): *Die Germanischen Sprachen*. Kassel: Drei Lilien Verlag.
- Imo, Wolfgang (2013): Ellipsen und Verstehen in der Interaktion. In: Hennig, Mathilde (Hrsg.): *Die Ellipse. Neue Perspektiven auf ein altes Problem*. Berlin: de Gruyter, 281–320.
- Imo, Wolfgang (2014): Appositions in monologue, increments in dialogue? On appositions and apposition-like patterns in spoken German and their status as constructions. In: Ronny Boogaart, Timothy Coleman und Gijsbert Rutten (Hrsg.): *Extending the scope of construction grammar*. Berlin: de Gruyter, 321–352.
- Imo, Wolfgang (2015): Zwischen Construction Grammar und Interaktionaler Linguistik: Appositionen und appositionsähnliche Konstruktionen in der gesprochenen Sprache. In: Lasch, Alexander und Alexander Ziem (Hrsg.), *Konstruktionsgrammatik IV*. Tübingen: Stauffenburg, 91–214.
- Imo, Wolfgang (2016): Intelligent design: Tailoring one's utterances to recipients, situations and genres. In: Herbst, Thomas und Peter Uhrig (Hrsg.): *Jahrbuch der deutschen Gesellschaft für kognitive Linguistik 2015*. Berlin: de Gruyter, 147–169.
- Keckes, Istvan/Zhang, Fenghui (2009): Activating, seeking, and creating common ground. A socio-cognitive approach. In: *Pragmatics & Cognition* 17/2, 331–355.
- Koch, Peter und Wolf Oesterreicher (1985): Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. In: *Romanistisches Jahrbuch* 36, 15–43.
- Lambrecht, Knud (1994): *Information structure and sentence form. Topic, focus, and the mental representations of discourse referents*. Cambridge, New York: Cambridge University Press.
- Langlotz, Andreas (2015): Konstruktionen als sozio-emotionale Koordinationsmittel. In: Lasch, Alexander und Alexander Ziem (Hrsg.): *Konstruktionsgrammatik IV*. Tübingen: Stauffenburg, 259–282.
- Lanwer, Jens Philipp (i.V.a): Koreferenz: Eine Frage des *common ground*?
- Lanwer, Jens Philipp (i.V.b): Appositive Syntax oder appositive Prosodie? Überlegungen zum Verhältnis von Syntax und Prosodie am Beispiel von Appositions-Konstruktionen im gesprochenen Deutsch.
- Levelt, Willem J. (1983): Monitoring and Self-Repair in Speech. In: *Cognition* 14, 41–104.
- Levinson, Stephen C. (2000): *Presumptive Meanings. The Theory of Generalized Conversational Implicature*. Cambridge, London: MIT Press.

- Linell, Per (1998): *Approaching Dialogue*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins.
- Linell, Per (2012) Zum Begriff des kommunikativen Projekts. In: Ayaß, Ruth und Christian Meyer (Hrsg.): *Sozialität in Slow Motion*. Theoretische und empirische Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, 71-79.
- Linke, Angelika und Markus Nussbaumer (2000): Rekurrenz. In: Burkhardt, Armin, Steger, Hugo und Wiegand, Herbert E. (Hrsg.): *Text- und Gesprächslinguistik*. Berlin, New York: de Gruyter, 305–315.
- Maitz, Péter (2014): Sprachwandel und sprachliche Komplexität. In: Ágel, Vilmos und Andreas Gardt (Hrsg.): *Paradigmen der aktuellen Sprachgeschichtsforschung*. Berlin, Boston: de Gruyter, 94–108.
- Meyer, Charles F. (1992): *Apposition in Contemporary English*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Molitor, Friedhelm (1979): *Zur Apposition im heutigen Deutsch. Eine Vorstudie*. Köln: Universität Köln.
- Mondada, Lorenza (2011): Understanding as an embodied, situated and sequential achievement in interaction. *Journal of Pragmatics* 43/2, 542–552.
- Norén, Niklas (2007): *Apokoinu in Swedish talk-in-interaction*. Linköping: Linköping University.
- Nichols, Johanna (2009): Linguistic complexity: a comprehensive definition and survey. In: Sampson, Geoffrey, David Gil und Peter Trudgill (Hrsg.): *Language complexity as an evolving variable*. Oxford: Oxford University Press, 110–125.
- Östman, Jan O. (2005): Construction discourse: A prolegomenon. In: Östman, Jan O. und Mirjam Fried (Hrsg.): *Construction grammars: cognitive grounding and theoretical extensions*. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins, 121-144.
- Prince, Ellen F. (1981): Towards a Taxonomy of Given – New Information. In: Cole, Peter (Hrsg.): *Radical pragmatics*. New York: Academic Press, 223–255.
- Sacks, Harvey, Emanuel A. Schegloff und Gail Jefferson (1974): A Simplest Systematics for the Organization of Turn-Taking in Conversation. In: *Language* 50, 696–735.
- Sacks, Harvey und Emanuel A. Schegloff (1979): Two Preferences in the Organization of Reference to Persons in Conversation and Their Interaction. In: Psathas, George (Hrsg.): *Everyday Language. Studies in Ethnomethodology*. New York, London, Sydney, Toronto: Wiley, 15–21.
- Sampson, Geoffrey (2009): A linguistic axiom challenged. In: Sampson, Geoffrey, David Gil und Peter Trudgill (Hrsg.): *Language complexity as an evolving variable*. Oxford: Oxford University Press, 2–18.

- Scheutz, Hannes (2005): Pivot constructions in spoken German. In: Hakulinen, Auli and Margret Selting (Hrsg.): *Syntax and Lexis in Conversation*. Amsterdam: Benjamins, 103–128.
- Schneider, Jan G. (2014): In welchem Sinne sind Konstruktionen Zeichen? Zum Begriff der Konstruktion aus semiologischer und medialitätstheoretischer Perspektive. In: Lasch, Alexander und Alexander Ziem (Hrsg.): *Grammatik als Netzwerk von Konstruktionen*. Sprachwissen im Fokus der Konstruktionsgrammatik. Berlin: de Gruyter, 357–374.
- Selting, Margret (1994): Konstruktionen am Satzrand als interaktive Ressource in natürlichen Gesprächen. In: Haftka, Britta (Hrsg.): *Was determiniert Wortstellungsvariation? Opladen*: Westdeutscher Verlag, 299–318.
- Sinha, Chris (2009): Language as a biocultural niche and social institution. In: Evans, Vyvyan und Stephanie Pourcel (Hrsg.): *New Directions in Cognitive Linguistics*. Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins, 289–309.
- Stoltenburg, Benjamin (2007): Wenn Sätze in die Auszeit gehen. In: Ágel, Vilmos und Mathilde Hennig (Hrsg.): *Zugänge zur Grammatik der gesprochenen Sprache*. Tübingen: Niemeyer, 137–176.
- Schütz, Alfred und Thomas Luckmann (1979): *Strukturen der Lebenswelt*. Band 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Szczepaniak, Renata (2006): *Der phonologisch-typologische Wandel des Deutschen von einer Silben- zu einer Wortsprache*. Berlin/New York: De Gruyter.
- Tomasello, Michael (2003): *Constructing a Language. A Usage-Based Theory of Language Acquisition*. Cambridge, London: Harvard University Press.
- Tomasello, Michael (2008): *Origins of Human Communication*. Cambridge, London: MIT Press.
- Tomasello, Michael (2014): *A Natural History of Human Thinking*. Cambridge, London: Harvard University Press.
- Trudgill, Peter (2011): *Sociolinguistic Typology: Social Determinants of Linguistic Complexity*. Oxford: Oxford University Press.
- Werner, Otmar (1978): Schwa-Schwund und Phonotaktik im Deutschen. In: Birnbaum, Henrik et al. (Hrsg.): *Studia Linguistica Alexandro Vasilii filio Issatschenko a Collegis Amicisque oblate*. Lisse, 471–486.
- Werth, Alexander (2014): Die Funktionen des Artikels bei Personennamen im norddeutschen Sprachraum. In: Debus, Friedhelm, Nübling, Damaris und Heuser, Rita (Hrsg.): *Linguistik der Familiennamen*. Hildesheim: Olms, 139–174.